

# Die Erhaltung der obern Baum- und Waldgrenze

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal  
= Journal forestier suisse**

Band (Jahr): **61 (1910)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-768438>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

über 30 cm, so werden immer Schädigungen eintreten. Der Schaden wird jedoch in waldbaulich richtig behandelten Beständen unverhältnismäßig geringer sein als in vernachlässigten, weil in ersteren kein nesterweises Zusammendrücken des Holzes erfolgt und daher auch keine Lücken entstehen werden. F.

Solothurn, im Februar 1910.



## Die Erhaltung der obern Baum- und Waldgrenze.

Sowohl für die Forst- wie für die Alpwirtschaft ist die Erhaltung der obern Baum- und Waldgrenze eine sehr wichtige Angelegenheit. In Fachzeitschriften und Tagesblättern, in welchen sonst über alles abgesprachen und Rat erteilt wird, wird selten ein Wort darüber laut. Man möchte fast glauben, das geistige Auge hätte noch nicht recht entdeckt, was das leibliche ohne Mühe so vielfach beobachten kann, daß nach dieser Richtung die Dinge sich nach der schlimmen Seite verändern. Nicht gerade überall, aber doch auf weit ausgedehnten Gebieten ist der Rückgang ausgesprochen genug.

Die Gründe dieser bemühenden Tatsache liegen aber keineswegs weit ab. Die Alpwirtschaft, obschon sie daran in unmittelbarster Weise beteiligt ist, bekümmert sich, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, verzweifelt wenig um alles was Baum und Wald heißt und der Forstmann oft nicht viel mehr. Das Holz zwar kann auch der Alpwirt wohl brauchen und die Tiere ein bißchen Schutz nicht minder. Der Förster aber möge bedenken, was eine kräftige, gut erhaltene Schutzzone für die anstoßenden Waldungen bedeutet. Das verfährt aber meist noch wenig, man sieht ruhig mit den Händen in der Tasche zu, wie die letzten Baumreste da oben verschwinden, ohne daß die mindeste Aussicht auf Nachkommen besteht.

Wird dann gefragt, warum greift man nicht an, warum nimmt man sich auch gar keine Mühe, dem sicher kommenden Übel zu begegnen? Die Antwort wird in der Regel aus einem Achselzucken bestehen, allenfalls mit ein paar Scheingründen gewürzt. Es hilft ja doch nichts, das liebe Vieh läßt nichts aufkommen, sogar der Himmel ist dagegen; früher ist auch Holz ohne Erlaubnis des Försters

gewachsen, bevor vorwitzige Menschen der Natur einen Zügel anlegen wollten.

Der Forstmann schüttelt alle Verantwortlichkeit auf den Alpwirt ab: dieser wolle nirgends schützen und schirmen, auf keine handbreit Weidboden verzichten. So möge das Übel feinestwegen wachsen und um sich greifen; jetzt halte man es zur Not noch aus und nachher möge die Sündflut oder ein verirrter Komet kommen und abräumen.

So reichen sich Unverstand, Schlendrian und Bequemlichkeit zum schönen Bund die Hände. Und diesen Gesinnungen entsprechen auch die Taten oder Nichttaten ganz und gar. Läßt man irgend ein bekanntes Gebiet vor dem geistigen Auge vorüberziehen und bedenkt, was in solchen Dingen etwa geleistet wurde, so wird man sich in den meisten Fällen sagen müssen, nichts, auch gar nichts hat man nur versucht. Es gäbe dem Schreibenden keine Mühe, Strecken von vielen Kilometern zu nennen, wo das zutrifft. Nicht nur etwa in weltverlassenen Gebieten à la Val Cluozza, sondern nur wenige Stunden von großen Ortschaften, sogar einer Hauptstadt entfernt. Die halb- bis ganz dünnen Zeugen, welche einst ohne Heimatschutz und Reservationen zu kräftigen trotzigem Gesellen herangewachsen sind, sehen nun einsam und verlassen auf ein Geschlecht hernieder, welches alles unternehmen und verbessern will, alle Übel zu beseitigen sich erdreistet. Wenn es aber gilt, den heimatlichen Boden auch dort oben zu schützen, seine Fruchtbarkeit zu erhalten, dann läßt man sich nicht gerne anrühren. Für die tollsten Dinge hat man Zeit, Lust, Kraft und Geld genug; man möchte gelegentlich bald glauben, es gäbe auf der lieben Erde nichts anderes als Bergspitzen, Felspalten, Gletscher, Eis- und Skibahnen und als Zubehör Berg- und Felsenkraxler, Skifahrer und dergleichen. Wenn die vielen Bergschwärmer sich auch gelegentlich für vernünftige praktische Dinge etwas erwärmen könnten, möchte schon etwas mehr geschehen.

Man wird nun sagen, daß Tadeln und Schimpfen eine billige Mühe sei; es wäre viel schöner und zweckmäßiger, guten oder schlechten Rat zu erfahren. Das soll nun versucht werden.

Vorerst mag daran erinnert werden, daß in den Alpen ausgedehnte Gebiete mit einer Strauchgesellschaft von Alpenrosen, Wachholder, Heidekraut, Heidel- und Moosbeeren so erfüllt sind, daß der Weid-

boden daneben wenig mehr in Frage kommt. Durch eine jahrhundertlang geübte Raubwirtschaft hat man es so weit gebracht, daß der Boden mehr und mehr verschlechtert und vermagert, bis er endlich nur noch diesen bescheidenen Gesellen genügt. Da wird das Ausreuten wenig helfen, weil eben die Mittel zur Beseitigung des Grundübels fehlen.

Diese Strauchpolster nun, welche oft mehr als stubengroße Horste bilden, würden sich gar oft für das Einbringen von Holzpflanzen wohl eignen. Vom Großvieh wären dieselben so ziemlich geschützt und gerade überall brauchen die Ziegen nicht hinzukommen. Allerdings ist die Pflanzung an solchen Stellen recht mühsam, weil die Herstellung der Löcher in dem engen Wurzelgeflecht schwierig ist. Die von den Sträuchern gebildete Rohhumusschicht taugt nichts; sie muß ebenfalls entfernt oder mit mineralischem Grund gemengt werden. Es wird daher eine derartige Pflanzung den doppelten und noch höhern Arbeitsaufwand erfordern. Dagegen darf man nicht etwa glauben, es können so nur große starke Pflanzen fortkommen. Im Gegenteil, diese Sträucher wachsen so langsam, daß keine Gefahr des Überwachsens besteht und sie bieten anderseits für die ersten Jahre einen sehr bedeutsamen Schutz, auch gegen die Unbilden des Alpenklimas. Überhaupt spielen die Sträucher an solchen Orten oft die Rolle der Pioniere des Waldes oder des Baumwuchses, wo daneben auch gar nichts erscheinen und sich zu halten vermag. Unverständigerweise werden sie gelegentlich auch an Orten gereutet, wo sie dem Gracswuchs fast bis gar nicht hinderlich sind und zudem für die Regelung des Wasserabflusses wesentliche Bedeutung besitzen. Und solche mit hohen staatlichen Beiträgen geförderte Arbeiten nennt man dann Bodenverbesserungen. Daneben aber läßt man auf dem besten Boden die Unträuter und Giftpflanzen unbehelligt fortwuchern.

Es versteht sich von selbst, daß für den Anfang, für 20—30 Jahre lang solche Pflanzen dem Weidboden nichts anhaben können. Noch mehr, die Bäume allein bringen es da fertig, den Boden zu kräftigen und zu verbessern, das Vordringen der Sträucher zu hemmen. Es kann leicht beobachtet werden, daß diese gerade bei Bäumen Halt machen, daß der Boden unter solchen eigentliche Weidvasen darstellt. Ein parkartiger Bestand, wie er so entstände, müßte besonders in

alpwirtschaftlicher Beziehung von großer Bedeutung sein, weit mehr als die forstwirtschaftliche Seite. Solche Bestrebungen fordern aber die Mitwirkung von Alp- und Forstwirtschaft; nur dann würde der Erfolg nicht ausbleiben. Vorläufig ist noch überall neben- und beieinander Raum zu gedeihlichem Schaffen genug, wenn man es einsehen will.

Die Tatsache, daß der Baumwuchs nicht bloß die Gesellschaft der Sträucher in angemessener Entfernung hält, sondern auch die Schildfarren und andere üppige Kräuter, steht ebenfalls fest. Da ist besonders der Bergahorn ein vorzüglicher Bändiger, ohne z. B. im Einzelstand den Rasen im geringsten zu schwächen. Wer aber annehmen möchte, daß die einst so prächtigen Bäume, welche bessern Verhältnissen als sie heute bestehen, ihr Dasein verdanken, auch auf Nachkommen zählen können, befindet sich in schwerer Täuschung. Dieser wundervolle Schmuck, welcher den düstern, finstern Wald so angenehm belebt, droht zu verschwinden. Auf weite Strecken findet man nur noch altersschwache, ausgefaulte Veteranen. Die Erhaltung dieses Baumes im Alpengebiet wäre eine würdigere Aufgabe, als sich wegen flachen Dächern und rotglänzenden Ziegeln zu ärgern.

Eine andere Erbschaft vergangener Zeiten, welche allerdings nicht in dem Maße gefährdet ist, wie der Bergahorn, sind die Schirm- oder Wettertannen. Diese Kraftgestalten, welche man noch inmitten der schönsten Weideplätze findet, haben immerhin bedeutend abgenommen. Das wird auch noch fort dauern, wenn nicht etwas in Sachen geschieht, was aber bis jetzt kaum der Fall war.

Es wäre nun dieses aus rein alpwirtschaftlichen Gründen sehr angezeigt, denn trotz allen Stallbauten wären solche Schutzstellen, zweckmäßig über das Weidgebiet verteilt, eine wertvolle Verbesserung. In den meisten Alpen gibt es nur für das Milchvieh Stallungen, alles andere mag sich schützen wie es kann, oder es ist völlig schutzlos allen Unbilden ausgeliefert. Diese Übelstände haben sich durch den offenbaren Rückgang der Schirmtannen verschärft, was mit den Bemühungen, die Viehzucht zu heben, nicht sonderlich übereinstimmt.

Die Neugründung von Schutzgruppen und -Stämmen wäre keineswegs eine schwierige Sache, welche etwa große Opfer mit sich brächte. Damit sie dem Zwecke möglichst vollständig entsprächen, müßten die Anlagen auf flachem bis ebenem Boden erfolgen. Die Pflanzung in

kleinen Gruppen müßte sich am besten machen, etwa auf Flächen von 25–30 m<sup>2</sup>. Später, bei ungleichem Wachstum, könnte dann immer noch geändert werden. Die Pflanzen müßten schon im Anfang über einen hinreichenden Wachstumsraum verfügen, um sich allseitig entwickeln zu können. Man kann etwa schöne, geschlossene Gruppen von 3–4 Stämmen beobachten; am gleichmäßigsten wird sich der Einzelstamm herstellen.

Der Höhenlage entsprechend, würde für solche Gründungen in der Hauptsache die Fichte gewählt werden. Wo dieselbe nicht mehr fortkommt, um eine derartige Rolle zu spielen, müßte die Arve in die Lücke treten. Sie ist zwar hiezu weniger geeignet, möchte aber immerhin noch gute Dienste leisten. Auch ist der Schutz notwendiger, je weiter man hinaufkommt. Ob auch die Bergföhre in Betracht käme, müßte durch Beobachtung noch ermittelt werden.

Es wird niemand die erwähnten Übelstände als nicht bestehend oder von geringem Umfang erklären können. Auch die Ansicht, daß man zum bloßen Zuschauen oder Sichgehenlassen verurteilt sei, wird man nicht wohl verfechten können. Daß man denselben wenig Beachtung geschenkt hat, ist für die meisten Orte ebenfalls zutreffend. Wenn die vorstehenden Ausführungen den einen oder andern anregen, zur Lösung der Aufgaben im Alpengebiet beizutragen, so wäre der Zweck dieser Auseinandersetzung erfüllt. Kr.



## Über die künstliche Veranlassung des Abganges von Lawinen.

Von F. W. Sprecher, St. Gallen.

Die große Gefahr, welche die Lawinen alljährlich für die Alpenbewohner, die Alpenwanderer, wie auch für die Verkehrsmittel der Alpen (Eisenbahnen, Straßen und Fußwege) bilden, hat neben der Verhinderung oder Verhinderung der Lawinen schon mehrfach auch deren künstliche Erzeugung durch den Menschen zur Diskussion angeregt (z. B. in der „Alpina“ vom 1. Juni 1906). Im Leben der Alpenbewohner, wie der Bergsteiger, sind die Fälle häufig, in denen der Mensch durch seine Fuß- oder Skispuren oder durch von ihm erzeugte Geräusche, meist aber unbewußt und ungewollt, direkt Lawinen veranlaßt hat, die leider in vielen Fällen den Urheber selbst mitgerissen und be-